

Peter Hölzle

Verlegenheitslösung.

Der Wilhelm-von-Scholz-Preis

Persönliche Vorgeschichte

Meine erste Begegnung mit Wilhelm von Scholz war eine Begegnung aus der Distanz. An einem heißen Sommersonntag kurz nach dem Krieg saß ich im Strandbad Jakob auf einem Mäuerchen und schaute zur Villa ‚Seeheim‘ hinüber. Vor ihr lustwandelte eine untersetzte Person, den massigen Leib in eine dunkle Badehose mit Bein gepresst. „Dort geht der Dichter“, sagte meine neben mir sitzende Großmutter und deutete zum Lustwandler hin. Der Knirps, der ich war, fragte sie, wie er denn heiße. Die Antwort kam prompt: „Wilhelm von Scholz“. Der Name sagte mir nichts. Das Gebäude, vor dem er promenierte, hingegen fand ich toll. „Gehört ihm das Schloss?“, fragte ich. „Die Mäuseburg hat er von seinem Vater geerbt. Der war mal Minister“, entgegnete meine Großmutter. „Warum Mäuseburg?“, wollte ich wissen. „Na, wegen der vielen Mäuse, die in dem Gemäuer hausen“, war die Antwort. Der markante Bau mit Staffelgiebeln, Erkern und einem Bergfried ähnlichen Turm, den ich später als historistisch erkannte, verlor beim Gedanken an Ungeziefergewusel einiges von seinem Glanz.

So überraschend der damals schon über Siebzigjährige in mein Bewusstsein getreten war, so rasch verschwand er wieder daraus. Nur wenn ein Familien- oder Schulausflug sommers über den See führte, konnte es sein, dass mir der Dichter wieder in den Sinn kam, wenn der Dampfer beim Verlassen des Konstanzer Trichters die ‚Mäuseburg‘ passierte. Sonst begegnete mir Wilhelm von Scholz nicht, weder in der Volksschule und dem Gymnasium, noch im Bücherschrank meines Vaters, noch im Stadttheater. Keines seiner zahllosen Gedichte musste ich je auswendig lernen, keines seiner Theaterstücke habe ich je gesehen. Wilhelm von Scholz blieb mir, obwohl in meiner Heimatstadt lebend, ein Unbekannter. Im Deutschunterricht kam er nicht vor, auch nicht im „Bender“¹, dem Lesebuch für Unter- und Oberprima. In den Schaufenstern der Konstanzer Buchhandlungen, an denen ich mir, früh Bücherwurm geworden, gern die Nase platt drückte, stieß ich nie auf einen Titel von ihm.

Das muss vor dem Krieg anders gewesen sein. Jedenfalls fand ich später im „Deutschen Erbe“², dem Lesebuch meines Vaters für die Oberstufe von 1926, fünf Scholz-Gedichte: „Brunnen-Inschrift“, „Heimat“, „Abend“, „Rheinüberfahrt“ und „Die große Stadt“. Sie wa-

ren den 1924 erschienenen „Gesammelten Werken“ entnommen. Auch von seinen Erzählungen muss die eine oder andere den Weg in den Unterricht gefunden haben. Karl Moersch, Jahrgang 1926, von 1974 bis 1976 Staatsminister im Auswärtigen Amt, erinnert sich: „Einer meiner Lehrer am Gymnasium in Calw überraschte die Klasse 1938 kurz vor dem Fest mit einer ‚Weihnachtsgeschichte‘ der besonderen Art. Er las uns Schülern unter Hinweis auf den ‚eleganten Stil‘ die Erzählung ‚Der Kopf im Fenster‘³ vor.“ Diese an Spannung kaum zu überbietende Schauergeschichte belegt exemplarisch Scholz’ Neigung für rätselhaft Übersinnliches.

Meine erste literarische Begegnung mit dem Poeten war eine einzige Enttäuschung. In einer Reclam-Anthologie über die „Deutsche Lyrik der Gegenwart“⁴ von 1956 war er mit einem Herbst- und einem Dinggedicht („Die goldenen Hände“ und „Der Globus“) vertreten. Mit beiden konnte ich nichts anfangen. Ich schwelgte im Expressionismus. Georg Trakl, Ernst Stadler und Georg Heym waren meine Hausgötter, Kurt Pinthus’ „Menschheitsdämmerung“⁵ der Olymp, auf dem sie sich tummelten. In der Reclam-Anthologie lernte ich aber auch Ingeborg Bachmann und Paul Celan kennen. Beide sollten mich durchs Studium begleiten. In einer anderen zeitgenössischen Gedichtsammlung, Wolfgang Weyrauchs „Expeditionen“⁶, die 1959 als List-Taschenbuch auf den Markt gekommen war, war Scholz nicht vertreten, obwohl doch der List-Verlag, wie ich später feststellte, einmal der Hausverlag des Poeten gewesen war.

Die Abwesenheit des Dichters von meinem kleinen poetischen Kosmos kontrastierte zu seiner von mir erst gegen Ende meiner Schulzeit wahrgenommenen Anwesenheit in der örtlichen Presse. Immer wieder einmal tauchte im „Südkurier“ sein Name auf, meist im Zusammenhang mit einem seiner halbrunden oder runden Geburtstage, die die Stadt zur Reverenz für Wilhelm von Scholz nutzte. Da war dann bisweilen auch von einer möglichen Ehrenbürgerschaft die Rede, gegen die aber rasch Widerstand mobilisiert wurde, weil im Vorfeld der Auszeichnung poetische und andere Bekenntnisse des Dichters zu Hitler und dem NS-Regime aufgetaucht waren. Von ihnen hatte ich gerüchtweise gehört, mich dafür aber nicht interessiert, weil mich Wilhelm von Scholz nicht interessierte.

Das änderte sich, als ich erfuhr, ich sei 1961 einer der Preisträger des Wilhelm-von-Scholz-Preises, den die Stadt zu Ehren des Dichters für Abiturienten der Konstanzer Gymnasien „mit überdurchschnittlichen Leistungen im Lehrfach Deutsch“⁷ gestiftet hatte. Mir

kam des Schriftstellers Anbiederung an die braunen Machthaber in den Sinn. Ein Preis mit dessen Namen war nicht nach meinem Geschmack. Also suchte ich Rat beim Direktor meiner ehemaligen Schule, dem Humboldt-Gymnasium. Dr. Hermann Martin Venedey bedeutete mir unwirsch, man habe mich nicht vorgeschlagen, um den Preis abzulehnen, sondern um ihn anzunehmen.

Venedey war für mich Autorität, Vorbild und väterlicher Freund. Als Klassensprecher während fast acht und als Schulsprecher während eines Jahres hatte ich oft mit ihm zu tun gehabt und ihn als ausgezeichneten Pädagogen und glänzenden Redner verehren gelernt. Was mich freilich am meisten beeindruckte, war seine konsequente Ablehnung der NS-Herrschaft von Anfang an. Dass er kurz nach der ‚Machtergreifung‘ aus Protest aus dem Schuldienst ausgeschieden war und schwere Jahre im Exil auf sich genommen hatte, machte ihn zu einer Ausnahmeerscheinung im Konstanz der Nachkriegszeit. Nicht wenige im ‚Humboldt‘ waren stolz auf ihren Direktor - ich auch. Wenn der, der die Kotauübungen des Wilhelm von Scholz vor dem Diktator aus Braunau ungleich besser kennen musste als ich, so bestimmt die Annahme des Preises nahelegte, warum ihn dann ablehnen?

Preisverleihung

Die Preisverleihung fand am Nachmittag des 12. September 1961 im ‚Thurgauer Hof‘ an der Hussenstraße statt. Draußen war ein lauer Spätsommertag mit bedecktem Himmel, an dem sich die Sonne rar machte. Drinnen, im blumengeschmückten Rathaussaal, roch es nach Bohnerwachs, damals untrügliche Duftmarke von Amtsstuben und Festsälen. Zu diesem Indiz für Feierlichkeit gesellten sich andere: ein überschaubares Publikum im Sonntagsstaat - Preisträger, deren Eltern und Freunde, Schuldirektoren, Lehrer, andere Amtspersonen, Dichtersfans - wie auch ein Streichquartett des Bodensee-Sinfonie-Orchesters, das mit Beethoven- und Mozartklängen diese zweite Vergabe des Preises umrahmte. Besondere Akzente setzten der Oberbürgermeister Dr. Bruno Helmle mit einer Ansprache und der Dichter mit einer Lesung.

Das Stadtoberhaupt, weiße Löwenmähne, rotes Gesicht, Brille mit massivem schwarzen Gestell, machte im tadellos sitzenden dunkelblauen Einreihler „bella figura“ und genoss seinen Auftritt. Welch ein Kontrast zum Amtsvorgänger Knapp. Jener war personifizierte Bescheidenheit, bodenständige Gediegenheit und, wie schon sein Name sagt, Sparsamkeit,

dieser eher das Gegenteil: freundlicher Narziss, unverhohlener Lebemann und versierter ‚Schausteller‘ der Stadt. Dass sowohl der frühere städtische Rechtsrat Knapp als auch der ehemalige stellvertretende Finanzamtsleiter Helmle stärker in das nationalsozialistische Verwaltungssystem verstrickt waren, als es ihre offiziellen Lebensläufe zu erkennen gaben, war damals noch nicht bekannt.

Helmle griff tief in seinen rhetorischen Werkzeugkasten. Sinn von Preiskrönung und Feierstunde sei es, den Ausgezeichneten, die er kurz vorstellte, einen bleibenden Eindruck von den höheren Werten zu vermitteln, die es neben ihrem Beruf gebe. Erst diese Werte erhöben unser Leben in die Bezirke wahrer Harmonie. Auch sollten wir Preisträger die Werke des Dichters in weitere Generationen hinübertragen. Die Werke des Dichters hießen in unserem Fall: der Erzählband „Das Inwendige“ (Silberburg Verlag, Stuttgart 1958), der Roman „Perpetua“ (List Verlag, München 1949), Scholz’ Bestseller, der bereits eine hunderttausender Auflage erzielt hatte, dann die Biographie über „Friedrich Schiller“ (Deutsches Verlagshaus Bong, München 1958) und schließlich Calderons „Spanisches Welttheater“ in der Neudichtung des Dramatikers Wilhelm von Scholz (List Taschenbuch 188/189, München 1961).

Der Rathauschef überreichte diese kleine Auswahl aus dem über hundert Titel umfassenden Riesenwerk des Autors zusammen mit einer Urkunde, einem weißen Pergamentdoppelblatt mit eingepresstem Stadtwappen und dem in der Innenseite folgenden Text:

„WILHELM - VON - SCHOLZ - PREIS - VERLEIHUNGSURKUNDE
Auf Vorschlag seines Lehrinstituts, des (Name der Schule), verleihe ich an den Abiturienten (Vorname und Name) unter Würdigung seiner hervorragenden Leistungen im Lehrfach Deutsch den WILHELM-VON-SCHOLZ-PREIS des Jahres 1961. Er wurde durch Gemeinderatsbeschluss vom 21. Mai 1959 zu Ehren des hier beheimateten Dichters aus Anlass seines 85. Geburtstages gestiftet. Die Stiftung soll die Erinnerung an Persönlichkeit und Werk des Dichters auch kommenden Generationen überliefern. KONSTANZ, den 12. September 1961 Der Oberbürgermeister: (Unterschrift) Dr. Helmle“.

Ich weiß nicht, ob und wie die anderen Laureaten Karin Heinsberg (Ellenrieder-Gymnasium), die gerade eine pädagogische Vorschule machte, Traugott Stadler (Suso-Gymnasium), der im Jurastudium war, und Rolf Thorwart (Wirtschaftsoberschule), der bereits ein Industriepraktikum hinter sich hatte, dem in Helmles Rede formulierten Auftrag, die Wer-

ke des Dichters in weitere Generationen hinüber zu tragen, folgten. Ich habe ihn gleich wieder vergessen. Hätte mir meine Mutter den am nächsten Tag im „Südkurier“⁸ erschienenen Artikel nicht aufgehoben, wüsste ich heute nichts mehr über die ‚Missionsaufgabe‘. Der Auftritt des Dichters ist mir hingegen besser in Erinnerung geblieben, vielleicht auch deshalb, weil aus der Distanzbegegnung von kurz nach dem Krieg nun etwa fünfzehn Jahre später eine direkte Begegnung wurde. Die massige, untersetzte Gestalt, jetzt nicht mehr in Badehose, sondern in feinem schwarzen Tuch, war zwar immer noch dieselbe, aber das damals volle graue Haar war inzwischen schlohweiß geworden, wiewohl immer noch erstaunlich dicht. Und der nun 87-Jährige ging am Stock. Seine um einiges jüngere und entschieden größere Frau, die einmal schön gewesen sein musste, wich nicht von seiner Seite. Erst viele Jahre später erfuhr ich, dass es die zweite war. Trotz der Gehhilfe bewegte er sich würdevoll und gemessen. Sein Händedruck war kraftvoll. Kraftvoll war auch seine Handschrift, mit der er jedem der Preisträger eines seiner Bücher mit Bleistift signierte: „Konstanz, 12. 9. 1961 Wilh. v. Scholz“ steht in meinem Exemplar des Erzählbandes „Das Inwendige“.

Es folgte die Lesung eines unveröffentlichten Essays, dem der Autor Dankesworte an den OB vorausschickte. Mit bühnenerprobter, altersbedingt etwas hoher Stimme trug er ein aktuell-utopisches Thema vor. Es zeigt einen „Raumfahrer“, so auch der Titel, im Jahr 2573 beim vergeblichen Versuch, die Endlichkeit des Raumes zu erkunden. Der Bezug zu den ersten bemannten Raumflügen der sowjetischen Astronauten Gagarin und Titow, die kurz zuvor, am 12. April und 6. August 1961, stattgefunden hatten, war offensichtlich. Wollte der Hochbetagte mit der Aneignung gerade dieses Stoffes kundtun, dass er immer noch auf der Höhe der Zeit sei? fragte ich mich, während er las. Erst Jahre später, als ich auf Antiquariatswühltischen auf weitere seiner Bücher gestoßen war, sah ich den „Raumfahrer“ im größeren Werkzusammenhang. Die hier angesprochene Relativität des Raumes erschien mir als die Fortsetzung der Relativität der Zeit, die beide sowohl im lyrischen als auch im epischen Oeuvre von Scholz eine Rolle spielen. Die Wahl des Astronautenthemas war also doch mehr als Alterskoketterie. Sie öffnete aber keineswegs einen kühnen Blick in die Weiten des Weltraums, wie der Titel nahelegen könnte, sondern verschloss ihn geradezu. Dem konservativen Weltbild des Dichters entsprechend, endet der Essay mit einer Warnung. Der Mensch möge bitte auf dem Boden bleiben. Das Weltall ist nicht für ihn ge-

schaffen.

Höflicher, nicht überschwänglicher Beifall quittierte die Lesung, an die sich Small Talk anschloss. Ich sah meinen alten „Rex“ Venedey wieder, der sich angeregt mit dem Dichter unterhielt, ehe er sich mir zuwandte, um sich über mein erstes Semester an der Universität Marburg berichten zu lassen. Zum Schluss lud Gertie von Scholz, die Frau des Dichters, die Preisträger für einen der nächsten Tage zum Tee in die Villa ‚Seeheim‘ ein.

Beim Dichter daheim

Als ich die Treppe zur Beletage hinaufschritt, erinnerte ich mich jener ersten Fernbegegnung mit Wilhelm von Scholz kurz nach dem Krieg. Das damals bewunderte „Schloss“, das meine lebenspraktisch-nüchterne Großmutter zur „Mäuseburg“ degradiert hatte, würde ich, das Kleinbürgerkind aus dem Paradies, nun von innen bestaunen dürfen. Und während ich Stufe für Stufe nach oben nahm, fiel mein Blick auf den Vater des Poeten, Adolf von Scholz, Bismarcks letzten Finanzminister, der auf dem Treppenabsatz aus einem lebensgroßen Ölgemälde ehrfurchtgebietend auf mich herabschaute. Ein kleiner Schauer vor so viel pompöser großbürgerlicher Selbstdarstellung überlief mich, ehe mich oben Gertie von Scholz freundlich in Empfang nahm und meine im Treppenhaus aufgekommene Beklommenheit einfach weglächelte.

Der „Nestor der deutschen Dichtkunst“, wie er damals im amtlichen städtischen und im „Südkurier“-Sprachgebrauch gerne genannt wurde, empfing in seinem Arbeitszimmer, in einem mächtigen Lehnstuhl sitzend. Wir Preisträger, verstärkt durch Gertrud Hinck, die ein Jahr zuvor ausgezeichnet worden war, machten artig unseren Kratzfuß, den Scholz freundlich entgegennahm. Wie er da mit stattlichem Embonpoint das wuchtige Sitzmöbel ausfüllte, die Arme auf den Lehnen abgestützt, schien er mir ein lächelnder Buddha, ganz Würde, ganz Ruhe. Spätestens jetzt, als ich schräg hinter ihm zum ersten Mal jenes berühmte Foto sah, das ihn zusammen mit Alfred Döblin, Heinrich und Thomas Mann und anderen Mitgliedern der Preußischen Dichterakademie bei einer ihrer Sitzungen zeigt, wuchs meine Hochachtung beträchtlich. Hatte ich, während ich auf dem Weg zur Villa ‚Seeheim‘ war, noch mit dem Gedanken gespielt, den Gastgeber mit einer Frage nach seinem Verhältnis zum Nationalsozialismus zu überraschen, so schien mir im Angesicht des Poeten-Greises und der hinter ihm abgebildeten Phalanx von Geistesgrößen eine solche Frage unange-

bracht, ja respektlos.

Bei Gebäck und Tee, von Frau Gertie aufmerksam gereicht, verlief der Nachmittag mit unverfänglichem Geplauder. Während sie nicht müde wurde, dezent, aber unüberhörbar auf ihres Mannes Schaffenskraft hinzuweisen - hatte er nicht erst letztes Jahr mit der „Schauspielerin“ für Radio Bremen noch ein wichtiges Hörspiel geschrieben! - glaubte ich aus dem Ehegattenlob auch leise Verbitterung über mangelndes Echo und zunehmendes Vergessen des Wilhelm von Scholz herauszuhören, der im Literaturbetrieb, die engere Heimat ausgenommen, so gar keine Rolle mehr spielte. Mir schwante dunkel, dass zwischen dem Dichterakademie-Foto von 1930, das Scholz unter Koryphäen zeigt, zu denen er damals offensichtlich selbst gehörte, und dem Spätsommer 1961 Welten lagen. Zwar hatte, wie ich erst unlängst bemerkte, just im September 1961 eine Kulturzeitschrift dem Dichter einen geradezu hymnischen Artikel gewidmet. Aber das euphorische Lob stand nicht in einem überregionalen Periodikum von Rang, sondern in der „Badischen Heimat“⁹ und hob besonders seine Verbundenheit mit dem alemannischen Kulturraum am Bodensee hervor. Einem Poeten aus preußischem Amtsadel mit schlesischen Rittergutsbesitzer-Ahnen, in dessen Elternhaus Bismarck zu Gast gewesen war, der sich auch nach dem Krieg immer noch als nationaler Dichter verstand, konnte die Reduktion aufs Regionale nicht genügen, zumal er sein Werk als „Zeugnis für die geistige Einheit des derzeit gespaltenen Deutschland“¹⁰ ansah.

Solche Selbsteinschätzung, konfrontiert mit der relativen Geringschätzung, schlimmer: Nichtmehr Wahrnehmung, die ihm nun im Alter widerfuhr, mochte seiner Frau die verhaltene Werbung für ihn eingegeben haben. Er selbst schwieg dazu, ließ das Auge immer wieder einmal über den See schweifen, der wie ein großer bleigrauer Spiegel in den hohen Fenstern der Villa ‚Seeheim‘ stand. Obwohl Säntis und Altmann im Dunst lagen und sich ein wolkenbedeckter Himmel über das Wasser wölbte, beneidete ich den Alten um diesen Blick, den er nun schon weit über ein halbes Jahrhundert genießen konnte, inklusive kleinerem und größerem Schiffsverkehr, letzterer wie an diesem Nachmittag breite Wellenfächer hinter sich herziehend.

Mag sein, dass das Treiben auf dem See ihn animierte, jedenfalls begann er zu erzählen, eine Episode aus Jugendtagen. Sein Hauslehrer Hinz, ein aus der Gegend von Posen stammender Kandidat der Theologie, der dem jungen Wilhelm nach der Übersiedelung von

Berlin an den Bodensee Nachhilfe in Latein geben sollte, brach an einem solchen späten Nachmittag mit dem hauseigenen Ruderboot nach Meersburg auf. Es sei ein föhniger Tag gewesen, die Oberstadt mit ihren beiden Schlössern zum Greifen nah. Die vermeintliche Nähe habe Hinz wohl zur Kahnpartie verlockt. Er, Wilhelm, habe ihn mit den Augen begleitet, wobei ihm die Röllchenmanschetten, die der Ruderer auf dem Hecksitz der Gondel aufgepflanzt hatte, als Orientierungspunkt dienten, bis Mann und Boot mit der jenseitigen Uferkulisse eins wurden. Drei bis vier Stunden später habe er seinen Mentor zurückerwartet und sogar, als die Nacht hereingebrochen war, mit einer Stalllaterne von der Seemauer aus aufs Wasser hinausgeleuchtet. Ohne Erfolg. Da ein leichter Ostwind für die weitere Nacht gutes Wetter verheiß, habe er sich um seinen Lehrer keine Sorgen gemacht, sich vielmehr auf einen lateinfreien Vormittag gefreut, zu früh gefreut. Am nächsten Morgen habe er wieder den See abgesucht und im Südosten, vom Schweizer Ufer kommend, einen langsam größer werdenden Punkt entdeckt, der direkt auf die Villa ‚Seeheim‘ zuhielt. Wie üblich um neun Uhr sei mit dem Unterricht begonnen worden. Erst später habe er erfahren, dass sein Magister ob des intensiven Studiums der Meersburger Weinkarte länger geblieben war als beabsichtigt. Und als er dann endlich doch aufgebrochen war, sei er in der Dunkelheit statt am Eichhorn am gegenüberliegenden Schweizer Ufer gelandet, habe dort übernachtet und sei am nächsten Morgen zum ‚Seeheim‘ zurückgerudert.

Was hier in wenigen Worten wiedergegeben wird, erzählte der alte Mann genüsslich und gekonnt. Bis in kleinste Einzelheiten schien ihm das Geschehen, das immerhin an die siebenzig Jahre zurückliegen musste, noch präsent zu sein. Wie der Föhn, dieser Augenbetrüger, Entfernungen verkürzt und der Posener Nachhilfelehrer sein Opfer wird, wie der aber auch den Tücken des Kurshaltens im Ruderboot erliegt, in dem man bekanntlich mit dem Rücken zur Fahrtrichtung sitzend, sich in der Dunkelheit leicht „verrudern“ kann, wie er dann schließlich in finsterner Nacht am Schweizer Ufer glücklich eine alte Frau findet, die ihn über seine Irrfahrt aufklären könnte, die sich ihm aber nicht verständlich machen kann, weil er ihr Schwyzerdütsch genauso wenig versteht wie sie sein borussisches Hochdeutsch, so dass er sich mit Zeichensprache behelfen muss, um noch ein Nachtquartier zu finden.

In meiner Erinnerung waren nur Bruchstücke dieser Erzählung hängengeblieben: der Föhn, die Röllchenmanschetten des Hauslehrers und Teile seiner nächtlichen Irrfahrt. Genau aber sehe ich noch den Erzähler vor mir, wie er, Pausen und Pointen geschickt platzierend,

Spannung auf- und abbaute.

Es muss Ende der achtziger Jahre gewesen sein, als eine Entdeckung meinem schwächelnden Gedächtnis wieder aufhalf. In einem Stuttgarter Antiquariat stieß ich zufällig auf Wilhelms von Scholz 1934 erschienene Jugenderinnerungen „Berlin und Bodensee“, blätterte sie durch und blieb - wieder zufällig - an jener Nachhilfelehrer-Odyssee¹¹ hängen, von der er uns an jenem Septembertag 1961 erstaunlich detailfreudig erzählt hatte. Auch wenn mir nun klar war, warum er gerade diese kleine Begebenheit so lebendig erzählen konnte, blieb doch ein Rest Bewunderung für das Merkvermögen des Hochbetagten, schließlich lag das Erlebte an die siebzig und das in Erinnerungen festgehaltene Erlebte fast dreißig Jahre zurück.

„Was ist die Uhr?“ Mit dieser an Frau Gertie gerichteten altfränkisch anmutenden Frage setzte der Greis einen Schlusspunkt unter die Schilderung des Seeabenteuers seines Mentors Hinz. Wir Gäste verstanden die Frage als indirekten Hinweis auf die Beendigung der Audienz und begannen mit dem Abschiedszeremoniell. Während ich noch einmal den Seeblick genoss, den ich an meinem Studienort Marburg jetzt auf längere Zeit würde entbehren müssen, nahm mich der Alte beiseite und überreichte mir ein Heft mit leicht beschädigtem Deckblatt. Es sei sein letztes Exemplar, sagte er und drückte mir zum Abschied die Hand. Was er mir gab, war eine der „Bühnenausgaben“ seines 1905 erschienenen Trauerspiels „Der Jude von Konstanz“.¹²

Warum ausgerechnet mir dieses Geschenk?, fragte ich mich auf dem Heimweg. Weder hatte ich bei der nachmittäglichen Teestunde als Causeur gegläntzt, was sicher Frau Gertie gefallen hätte, noch als Scholzkenner brilliert, was dem Dichter angenehm gewesen wäre. Zunächst dachte ich mir, ich hätte den Damentext einfach deswegen bekommen, weil ich als einziger in der Preiträgerrunde Germanistik studierte. Bei einer ersten flüchtigen Lektüre auf einer Bank in der Seestraße kam mir dann aber ein anderer Grund für das Souvenir in den Sinn. Je deutlicher mir beim Lesen der Konstanzer Jude „Nasson“ als ‚kleiner Bruder‘ von Lessings „Nathan“ vor Augen trat, desto mehr drängte sich mir die Vorstellung auf, der im Ruch des Nazisympathisantentums stehende Poet wollte mir mit seinem „Juden von Konstanz“ einen anderen, den der Humanität verpflichteten Dichter Wilhelm von Scholz nahebringen. Heute, nach nicht mehr ganz so oberflächlicher Werkskenntnis, möchte ich nicht einmal mehr ausschließen, dass der Autor, der sich ein halbes Leben lang

mit zahlreichen Varianten des Irrationalen - vom zweiten Gesicht, über telepathische Vorgänge bis hin zu magisch-okkulten Geschehnissen - beschäftigte, mir meinen nicht ausgesprochenen, wohl aber gedachten NS-Parteigänger-Vorwurf von der Stirn ablas und mit seinem „Juden von Konstanz“ zu relativieren suchte.

Der braune Wilhelm

Nach der Teestunde im September 1961 bin ich Wilhelm von Scholz nicht mehr begegnet. Von seinem Tod am 25. Mai 1969 erfuhr ich, inzwischen in Stuttgart lebend, aus der Zeitung. Erst Ende Januar 1989 kam ich indirekt wieder mit ihm in Berührung. Dr. Arnulf Moser, ein alter Tübinger Studienkollege, der sich in Konstanz als Regionalhistoriker einen Namen gemacht hat, schickte mir das Dossier seiner Recherchen über die nationalsozialistische Vergangenheit des Wilhelm von Scholz, das er erstellt hatte, um die Stadtverwaltung zur Umwidmung des Wilhelm-von-Scholz-Preises zu bewegen. „Ich hoffe, Ihr Weltbild bricht jetzt nicht zusammen. Womöglich waren Sie ja einer der ehrwürdigen Preisträger“, merkte Moser auf einer Briefkarte vom 24. Januar 1989 an. Mein „Weltbild“ brach nicht zusammen, aber mein Scholzbild dunkelte merklich nach. Was Moser an Belastendem zusammengetragen hatte, ging weit über das hinaus, was mir Ende der fünfziger Jahre gerüchtweise zu Ohren gekommen war.

Offensichtlich ließ Wilhelm von Scholz von Anfang an keine Gelegenheit aus, sich bei den neuen Machthabern anzubiedern. Seinen 1924 verstorbenen Vater erklärt er posthum zum Nationalsozialisten (1933). Hitlers Kampf gegen die Arbeitslosigkeit heroisiert er „zum Ruhmesblatt ... des neuen Reiches“ (1934). Eine Führerrede inspiriert ihn zum Aufsatz über die „nationale Aufgabe des Dichters (1937). In den Antisemitismus des Regimes stimmt er ein, indem er seinen ursprünglich edlen „Juden von Konstanz“ ideologiekonform zum Feindbild umdeutet (1939). Dem Autobahnbau, dem Westwall und dem Führer widmet er Gedichte (1944), die an nationalem Pathos nichts zu wünschen übrig lassen. Und noch am 20. Oktober 1944 veröffentlicht er in der „Bodensee-Rundschau“ einen Durchhalteappell mit Endsiegperspektive.¹³

Im Lichte dieser braunen Ergebenheitsepik und -lyrik war es sicherlich keine gute Idee der Konstanzer Stadtväter, den Wilhelm-von-Scholz-Preis ausgerechnet an Abiturienten zu vergeben, auch wenn sich unterstellen lässt, dass das Gros der Stadträte nicht wusste und

ein kleiner Teil vielleicht nicht mehr wissen wollte, zu welcher überschwänglichen Sympathiekundgebungen der „Nestor der deutschen Dichtkunst“ gegenüber dem Naziregime fähig gewesen war. Einer, der es sicherlich gewusst hat, fehlte entschuldigt in der nichtöffentlichen Gemeinderatssitzung vom 21. Mai 1959, in der die Stiftung des Wilhelm-von-Scholz-Preises beschlossen wurde.¹⁴ Stadtrat Leopold Mager war im Krieg in Vertretung des an der Front befindlichen Oberbürgermeisters Herrmann amtierender NS-Bürgermeister gewesen und saß seit 1953 für die Freien Wähler im Gemeinderat. Obwohl er sich bei der unblutigen Übergabe der Stadt an die Franzosen am 26. April 1945 große Verdienste erworben hatte, löste sein überraschendes kommunalpolitisches Comeback auch deshalb hitzige Diskussionen aus, weil Mager das Kunststück gelungen war, aus der Entnazifizierung als „Entlasteter“ herauszukommen, was einem Freispruch erster Klasse¹⁵ gleichkam, der viele ungleich weniger exponierte ‚Parteienossen‘, die nicht „entlastet“ worden waren, empörte, ganz zu schweigen vom kleinen Kreis der Widerstandskämpfer, die sich gerade durch diesen Freispruch verhöhnt sehen mussten.

Magers zweite Karriere war kein Einzelfall. Wie er war der Textiltycoon Manfred Stromeier 1953 in den Gemeinderat gewählt worden. Seine SS-Mitgliedschaft war genauso wenig Hindernis für ein kommunalpolitisches Wahlamt wie Magers nationalsozialistische Bürgermeisterwürde. ‚Entbräunte‘ Rückkehrer fanden sich auch in den Chefetagen größerer Konstanzer Unternehmen. Alles Indizien für eine neue, alte Ära, die den Geist der Restauration atmete und den Schlussstrich unter die Vergangenheit propagierte; einen Schlussstrich, den das Gros der Westdeutschen längst gezogen sehen wollte. Laut einer Allensbach-Umfrage von 1953 hielten nur fünf Prozent der Bundesbürger die Entnazifizierung für nötig, zwölf Prozent sahen sie trotz gewisser Mängel für zielführend an, der übergroße Rest aber bewertete sie als unnötig, missglückt oder schikanös.¹⁶ Der kälter werdende Kalte Krieg und das beginnende Wirtschaftswunder taten ein Übriges, das Schlussstrichziehen zu erleichtern. Konrad Adenauers Wahlerfolge der fünfziger Jahre ruhen auch auf diesem Fundament.

Wie es zum Preis kam

Vor diesem restaurativ eingefärbten Hintergrund ist wohl die Entscheidung zur Stiftung eines Wilhelm-von-Scholz-Preises zu sehen. Im Vordergrund lagen für den Gemeinderat

freilich andere Erwägungen. Als er sich am 21. Mai 1959 in nichtöffentlicher Sitzung mit dem Dichter befasste, stand dessen 85. Geburtstag am 15. Juli bevor. Anlass genug, über ein Ehrenbürgerrecht zu reden, das schon länger im Gespräch war. Die knappe Niederschrift der Sitzung hält nämlich den sibyllinischen Hinweis fest: „Bei seinem 80. Geburtstag war man der Meinung, den Dichter Wilhelm von Scholz bei seinem 85. Geburtstag besonders zu ehren.“¹⁷ Warum die „besondere Ehrung“ zum Achtzigsten nicht zustandekam, ist dem Protokoll nicht zu entnehmen. Heute weiß man, dass Bedenken der sozialdemokratischen Rathausfraktion, die sich auf Scholz' Wirken im Dritten Reich bezogen, damals Oberbürgermeister Franz Knapp zur Aufschiebung der Ehrung bewogen. Offensichtlich wurden diese Bedenken am 21. Mai 1959 erneut vorgetragen. Jedenfalls kam es zu keiner Entscheidung in Sachen Ehrenbürgerrecht. Im Protokoll steht nur: „Bürgermeister Diesbach schlägt vor, die Stadt Konstanz soll anlässlich des 85. Geburtstages anstelle der Verleihung des Ehrenbürgerrechts einen Dichter-von-Scholz-Preis stiften, der der Oberschule zur Verfügung gestellt wird und an den besten Schüler im Deutschunterricht verliehen werden soll.“¹⁸

Diesbachs Vorschlag wurde angenommen. Das Protokoll schweigt sich über Details der Annahme aus. Man kann aber davon ausgehen, dass die Räte die Idee einer Preisstiftung mit Erleichterung aufnahmen, befreite sie die Stadt doch aus einem Dilemma. Nachdem sie Wilhelm von Scholz schon seit Jahrzehnten an dessen ‚runden‘ Geburtstagen Reverenz erwiesen hatte, musste sie, je älter er wurde, mit steigenden Erwartungen rechnen. Und diese zielten ohne Zweifel auf die Ehrenbürgerwürde. Mit einem nach ihm benannten Schülerpreis, so die Hoffnung, ließ sich die Enttäuschung des Dichters vielleicht in Grenzen halten. Dass der Inspirator des Preises ein Sozialdemokrat war, also jener Partei angehörte, die sich im Gemeinderat gegen das Ehrenbürgerrecht für Wilhelm von Scholz sperrte, verwundert nur auf den ersten Blick. Alfred Diesbach, den ich bei meiner Einschulung im Herbst 1947 noch als Lehrer der ‚Knaben-Volksschule St. Stefan‘ erlebt hatte, ehe er eine kommunalpolitische Karriere bis zum Bürgermeister (ab 1950) machte, war ein honoriger und konzilianter Schöngest, der sich, wie ich später erfuhr, in seinen Mußestunden selbst als Feierabendpoet betätigte. Lässt sich bei ihm also eine gewisse Kenntnis von Scholz' Werk voraussetzen, so schloss diese gewiss des Dichters Devotionshymnik für das NS-Regime aus, wie sonst hätte er, der verdiente Schulmann, den Schülerpreisvorschlag machen kön-

nen!

Gleichwohl scheint mir festzustehen, dass der Wilhelm-von-Scholz-Preis eine aus der Augenblicksnot geborene Verlegenheitslösung war. Die Stadt wollte sich einerseits zwar nicht mit der Verleihung der Ehrenbürgerrechts an einen Belasteten blamieren, andererseits suchte sie sich aber gegenüber einem Poeten erkenntlich zu zeigen, den sie für groß hielt, obwohl er es nie wirklich war, mit dem sie sich aber immer noch glaubte schmücken zu können, zumal sie ja gar keinen adäquaten Ersatz hätte vorweisen können. Immerhin hatte Wilhelm von Scholz ja einmal der Preußischen Dichterkademie vorgestanden (1926-1928), war von 1949 bis 1951 Präsident des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller gewesen und war es ehrenhalber immer noch. Im Übrigen war er auch Werbeträger. Wer, wenn nicht er, hielt im Bewusstsein der Bildungsbeflissenen den Bodensee als Literaturlandschaft hoch! Von Jugend an ‚besang‘ er den See im Gedicht¹⁹, beschrieb ihn in Landschaftsporträts²⁰, widmete ihm eine Vers- und Prosa-Anthologie²¹, leitete Bildbände über ihn ein²² oder gestaltete sie mit²³, war Mitautor in Sammelwerken²⁴, sah im See gar einen Schlüssel zu seiner Dichtung²⁵, „gelobt(e)“ indirekt ihm und direkt „der Stadt“ schon in seiner „Abiturientenrede“ am (späteren Suso-)Gymnasium im Juli 1892 „Treue zu halten“²⁶ und stellte seine 1934 erschienenen Jugenderinnerungen bekanntlich unter den Titel „Berlin und Bodensee“²⁷, nicht ohne sich freilich in ihnen dem NS-Regime anzubiedern.²⁸ So viel Anhänglichkeit, so viel Seebegeisterung, über ein halbes Jahrhundert immer wieder neu in Worte gefasst, haben ihre Wirkung auf Stadtverwaltung und Gemeinderat sicherlich nicht verfehlt, selbst wenn unterstellt werden muss, dass nur ein Teil der überbordenden Bodensee-Baedeker-Produktion des Dichters dort zur Kenntnis genommen wurde. Jedenfalls war Wilhelm von Scholz - touristisch gesprochen - ein Bodensee-Markenzeichen und wurde wohl auch von vielen so wahrgenommen. Dabei war er buchstäblich ein Mann für alle Jahreszeiten. Egal welche politische Großwetterlage herrschte, der See, der sich vor seinem Fenster majestätisch ausbreitet, blieb eines seiner Lieblingsthemen, das er auch merkantil zu nutzen verstand: im Kaiserreich, in der Weimarer Republik, in Nazideutschland und in der Bundesrepublik. Mir wird dies erst jetzt bewusst, da ich mich zum ersten Mal auftragshalber intensiver mit ihm beschäftige. Die Stadt dankte ihm seine poetische und prosaische Treue, wie schon gesagt, mit ehrerbietigen Gratulationen zum Geburtstag und Feiern zu halbrunden und runden Wiegenfesten. Sein Herzenswunsch, das Ehrenbür-

gerrecht, blieb ihm freilich nicht nur 1959, sondern auch später verwehrt, obwohl sich OB Knapps Nachfolger Helmle noch intensiver als dieser dafür einsetzte und eine Mehrheit der Gemeinderäte dem Wunsch des alten Mannes auch gern entsprochen hätte. Über die Köpfe einer nicht nur sozialdemokratischen Minderheit hinweg beschloss diese Mehrheit am 30. April 1964 in nichtöffentlicher Sitzung, Wilhelm von Scholz zum Ehrenbürger zu machen und genierte sich nicht, den früher geübten guten Brauch, bei der Vergabe dieser Auszeichnung auf Einstimmigkeit zu achten, in den Wind zu schlagen. Die Freude über den Sieg des Mehrheitswillens war in deren Reihen indessen von kurzer Dauer.

Am 3. Juni machte der Journalist Werner Häusler in einer kurzen Meldung im „Südkurier“²⁹ und in einem mit „xy“ gezeichneten umfangreicheren Artikel in der „Stuttgarter Zeitung“³⁰ das Abstimmungsergebnis der nichtöffentlichen Gemeinderatssitzung öffentlich. Elf Räte hatten für, sechs gegen des Poeten Ehrenbürgerrecht gestimmt. Kein schmeichelhaftes Votum für den „Nestor der deutschen Dichtkunst“. Der reagierte prompt. Schon am 4. Juni bekam OB Helmle Post aus der Villa ‚Seeheim‘. Scholz teilte seinen Verzicht auf die Ehrung mit. Noch am selben Tag hob der Gemeinderat seinen am 30. April gefassten Beschluss, dem Dichter die Ehrenbürgerwürde zu verleihen, auf³¹, bekräftigte aber das Fortbestehen des Wilhelm-von-Scholz-Preises, der jetzt offensichtlich erstmals in die öffentliche Diskussion geriet.³²

Preis ohne Namen

Es sollten indessen noch Jahre vergehen, bis der Preis erneut Gesprächsthema wurde. Zunächst ging es nur um Abwandlung. Die Direktorin des Ellenrieder-Gymnasiums, Dr. Gretel Vogelsang, regte Anfang der siebziger Jahre eine Aktualisierung dahingehend an, neben der Werkauswahl des Dichters auch zwei Titel zeitgenössischer Schriftsteller in den Preis einzubeziehen. Der Gemeinderat folgte dieser von Frau Vogelsang und Kulturamtsleiter Dr. Lothar Klein vorgetragenen Idee mit einem entsprechenden Beschluss am 10. Mai 1974, der den Preisträgern die Wahl der Autoren freistellte³³. Dabei blieb es. Erst 1986 machte Hendrik Riemer in einem Zeitschriftenbeitrag auf des Dichters Nähe zum Nationalsozialismus aufmerksam, nannte ihn „geistige(n) Mittäter an den ‚Taten‘ des 3. Reichs“ und konstatierte: „Es wirft einen bezeichnenden Schatten auf den Geist der Konstanzer Schulen, wenn hier die besten Abiturarbeiten im Fach Deutsch mit dem ‚Wilhelm von

Scholz-Preis' ausgezeichnet werden.“ Aber Riemers Text³⁴ blieb echolos. Das änderte sich, als der Historiker Dr. Arnulf Moser sich des ‚Falles' Scholz annahm. Wie bereits erwähnt, kam er nach gründlicheren Nachforschungen über des Dichters Wirken zwischen 1933 und 1945 zu einem ähnlichen Schluss, dass nämlich Wilhelm von Scholz als Namensgeber eines Schulpreises nicht taugt. Am 19. Oktober 1988 ließ Moser Kulturamtsleiter Klein eine Auswahl belastender „Textproben“ zukommen und verband damit die Frage, „ob Sie es eigentlich für sinnvoll erachten, diesen Preis weiterhin an die Konstanzer Gymnasien zu verteilen“ oder ob es „nicht am sinnvollsten wäre, ihn still einschlafen zu lassen“. Überdies regte Moser an, bei den Konstanzer Gymnasien nachzufragen, „inwieweit überhaupt noch Interesse besteht“.³⁵

Am 7. November schrieb Klein zurück. Zum einen bestätigte er, „dass alle vier Gymnasien das Interesse (an einer weiteren Preisvergabe) eindeutig bekunden“. Zum anderen suchte er Scholz'Anbiederung an die NS-Diktatur zu bagatellisieren, ohne im Einzelnen auf des Historikers Belastungsmaterial einzugehen. Gut scholastisch präsentierte er Autoritäten als unverfängliche, wenn auch längst verstorbene Entlastungszeugen. Dr. Hermann Venedey, den ehemaligen Direktor des Humboldt-Gymnasiums, der, wie schon erwähnt, als Regimegegner von 1933 bis 1945 im Schweizer Exil gelebt hatte, wurde genauso aufgeboten, wie Hermann Hesse und Reinhold Schneider; Venedey, weil er „in eine(r) ganzen Reihe von Briefen ... die Verleihung des Preises ... Jahr für Jahr dankbar begrüßt“ habe, Hesse, weil Scholz laut Klein „zeit seines Lebens“ mit ihm „freundschaftlich verbunden“ gewesen sei, Schneider, weil er auch „nach dem Krieg“ in „Liebe“ und „Verehrung“ für den Dichter und Menschen Wilhelm von Scholz verharrt habe. Wären Kleins ‚Kronzeugen' bei ihrer positiven Haltung geblieben, wenn sie gewusst hätten, was wir heute dank Mosers Nachforschungen über das literarische Engagement des Poeten für das Dritte Reich wissen? Klein hütete sich wohlweislich, diese Frage zu stellen. Stattdessen verwies er lieber auf das Drama „Der Jude von Konstanz“, mit dem Scholz 1905 in Gestalt des Arztes Nasson jüdischer Menschenfreundlichkeit inmitten spätmittelalterlicher Pogromzeit ein Denkmal gesetzt hatte³⁶, ohne freilich nur ein Wort darüber zu verlieren, dass der Dramatiker das ‚Denkmal' 1939 aus Opportunitätsgründen niederriss, um in den regimekonformen Antisemitismus einzustimmen.³⁷ Keine Frage, dem Konstanzer Kulturamtsleiter lag daran, die Ikone Scholz zu entlasten. In diesem Bemühen schreckte er weder vor Halbwahrheiten

noch vor Mutmaßungen zurück: so der immer wieder zitierten, aber nie bewiesenen Annahme, Scholz habe Juden über den See in Sicherheit gebracht, die auch dann nicht zur Gewissheit wird, wenn sie von einer Autorität, dem Germanisten und Stadtrat, Professor Dr. Klaus Oettinger, geäußert wird.³⁸

Moser ließ sich von dem in abwiegelndem Ton gehaltenen Schreiben nicht beeindrucken. Seinen Brief an Klein, dessen Antwort und sein Scholz-Dossier schickte er am 21. November 1988 an alle Konstanzer Gymnasialdirektoren mit der Bitte, in ihren Lehrerkollegien über Sinn und Zweck eines Schulpreises zu reden, der einen durch allerlei Begeisterungsrhetorik für den Nationalsozialismus belasteten Namensträger aufweist. Aus dem diskriminierenden Sachverhalt ergaben sich für ihn drei Möglichkeiten. Entweder wird der Preis „neu benannt und definiert“, oder man „lässt ihn einschlafen“, oder es „bleibt alles, wie es ist“.³⁹

Es blieb nicht alles, wie es war. Zwar reagierte keiner der von Moser angeschriebenen Schulleiter schriftlich auf dessen Post. Aber alsbald brach Kulturredirektor Klein zu einer viereinhalbtägigen Recherche ins Deutsche Literaturarchiv nach Marbach am Neckar auf, offensichtlich im Auftrag seines Chefs, des damaligen Kulturbürgermeisters Dr. Wilhelm Hansen. Kleins Auftrag: möglichst alles, was Scholz zwischen 1933 und 1945 publiziert hatte, auf braune Spuren zu überprüfen.⁴⁰ Wohl aufgeschreckt durch Mosers Enthüllungen, die, wie dieser im Begleitschreiben zu seiner Scholz-Dokumentation festgehalten hatte, „sicher unvollständig“⁴¹ waren, wollte sich die Stadtverwaltung selbst ein Bild von des Dichters Haltung im ‚Dritten Reich‘ machen, sei es, um sich gegen weitere unliebsame Entdeckungen zu wappnen, sei es, um ihn entlasten zu können.

Nach seiner Rückkehr aus Marbach gab Klein am 21. Dezember Entwarnung. Aber was für eine Entwarnung! Sein unter diesem Datum an OB Eickmeyer, die beiden Bürgermeister Hansen und Fischer, die Fraktionsvorsitzenden des Gemeinderates wie die Direktoren der Gymnasien versandter gut dreizehn Seiten starker Bericht liest sich fast wie ein ‚Persilschein‘. Der Kulturredirektor listet auf, welche Werke des Dichters er in Marbach eingesehen hat, gibt Textauszüge wieder und kommentiert sie kurz. Dabei bleibt er bei der Methode, die er bereits im Antwortschreiben an Moser vom 7. November angewandt hat. Er operiert gern mit Halbwahrheiten und Mutmaßungen. In dem Porträt, das Scholz in seinen 1934 erschienenen ‚Jugenderinnerungen‘ „Berlin und Bodensee“ von Adolf von Scholz

zeichnet, fehlen all jene Stellen, mit denen der Dichter seinen 1924 verstorbenen Vater posthum zum Nationalsozialisten erklärt.⁴² Aus seinen 1939 publizierten ‚Lebenserinnerungen‘ „An Ilm und Isar“ hebt Klein die Erwähnung Max Reinhardts und von Vollmars lobend hervor, schließlich sei der eine Jude und der andere ehemaliger sozialdemokratischer Abgeordneter gewesen⁴³, verliert aber kein Wort über die Ausfälle, die Scholz gerade in diesen Memoiren an anderer Stelle gegen die Juden platziert: sein Lob Adolf Hitlers, der Deutschland von der jüdischen „Über- und Durchfremdung befreit“ habe und seinen Tadel sich selbst gegenüber, dass er nicht schon früher den jüdischen „Anti-Germanismus“ erkannt habe.⁴⁴ Klein registriert neben nationalistischen und kriegsbejahenden, auch pazifistische und religiöse Züge in einem weitgehend unpolitischen Gesamtwerk, bewertet das poetische Führerlob, mit dem Scholz in der 1939 - zum fünfzigsten Geburtstag Hitlers - erschienenen „Festgabe deutscher Dichter“ vertreten ist, als Zwangshuldigung, der sich der Dichter nicht habe entziehen können, unterschlägt aber all jene von Moser ausgegrabenen lyrischen und prosaischen Bekenntnisse zum Regime, die Scholz noch 1944 über Hitler, Autobahnbau, Westwall, Stalingrad und das Durchhalten im Krieg veröffentlichte. Nachdem er den Meister auf diese Weise ‚entnazifiziert‘ hat, kann er seinen Marbach-Bericht mit der Feststellung schließen: „Jetzt den Wilhelm-von-Scholz-Preis ... abzuschaffen, würde an Leichenfledderei grenzen.“⁴⁵

Inzwischen waren freilich die „Leichenfledderer“ schon am Werk. Am Rande einer Gedenkveranstaltung am 24. November 1988 in der Stadtbücherei zu den Pogromen in der „Reichskristallnacht“ vom 9./10. November 1938 kam überraschend eine Resolution zur Abschaffung des Wilhelm-von-Scholz-Preises zustande, die, initiiert von Professor Dr. Erhard Wien und von nahezu allen Besuchern unterschrieben, umgehend an den OB gesandt wurde.⁴⁶ Der verwies auf den Gemeinderat, der in dieser Sache das letzte Wort habe, ging aber auch auf Distanz zu seinem Kulturamtsleiter. Dessen Plädoyer für die Beibehaltung des Wilhelm-von-Scholz-Preises gebe nicht die offizielle Meinung der Stadt wieder, ließ Eickmeyer verlauten⁴⁷, der in diesen Tagen auch noch Post von Preis-‚Betroffenen‘ bekam. Der Abiturient Andreas Schworck teilte dem Rathauschef schriftlich mit, er wolle den Preis zurückgeben. Die Preisträgerin Christine Häge folgte seinem Beispiel.⁴⁸

In der nun vielstimmig werdenden Diskussion erhoben sich aber auch Gegenstimmen. Scharf ablehnend die von Heinz Weidenfeld, des Ehrenvorsitzenden der Konstanzer

„Volksbühne“, der als Vertrauter der Familie Scholz und ihr Testamentsvollstrecker im Dichter einen Judenretter gewürdigt sehen wollte⁴⁹, ohne freilich für diese Annahme Beweise vorlegen zu können. Ungleich differenzierter die des Germanistik-Professors und FGL-Stadtrats Klaus Oettinger. Nachdem der Mann vom Fach bereits im Kulturausschuss vor einem Schnellschuss in die eine oder andere Richtung gewarnt hatte, kam er am 23. Dezember im „Südkurier“ auch öffentlich auf die Debatte um den Preis und seinen Namensgeber zurück, referierte das Meinungsspektrum, das pro und contra Scholz im Umlauf war, verwies auf den noch nicht erschlossenen Brief- und Tagebuchteil des Dichters, noch nicht befragte Zeitzeugen und stellte abschließend fest: „Die nationalsozialistischen Altlasten können nicht dadurch entsorgt werden, daß man sie unbesehen verscharrt, weshalb ich den Vorschlag der Herren Wiehn und Moser, den Preis still einschlafen zu lassen, für ein schlechtes Verfahren der Bewältigung halte. Ich denke, dass eine wohlvorbereitete Debatte notwendig ist, in der am Beispiel von Scholz die Pathologie der bürgerlichen Intelligenz im 20. Jahrhundert erörtert werden sollte. ... Wie immer die Debatte über Scholz ausgehen mag, der Preis als Literaturpreis sollte erhalten bleiben. Denkbar wäre am Ende den Preis umzufirmieren auf einen unstrittigen Namen, wenn man einen solchen findet und es eines solchen unbedingt bedarf.“⁵⁰

Die Idee der von Oettinger geforderten „wohlvorbereiteten Debatte“ griff der Kulturdezernent, Bürgermeister Hansen, auf. Gegenüber dem „Südkurier“ skizzierte er am 12. Januar 1989 aber auch den weiteren Verfahrensgang: 4. April: Befassung des Kulturausschusses mit dem Preis; 20. April: Entscheidung des Gemeinderates über seine Zukunft; eine Vorlage mit Pro- und Contra-Argumenten als Entscheidungshilfe für die Räte; ferner eine öffentliche Lesung aus Werken des Dichters mit anschließender Diskussion. Auch Hansen rückte demonstrativ von seinem Kulturamtsleiter Klein ab, indem er feststellte, seiner Meinung nach könne der Dichter heute kein Vorbild mehr für die Jugend sein.⁵¹ Mag sein, dass zu des Bürgermeisters früher Festlegung auf eine Abschaffung des Preisnamens ein Artikel beigetragen hat, der kurz zuvor im „Südkurier“ erschienen war. Am 10. Januar hatte Moser daran erinnert, dass es schon 1949 einen Eklat um ein ‚Führer‘-Lob Wilhelms von Scholz gegeben hatte. Dessen 1939 erschienenes Gedicht „Ehrene Tafel“ nahm Heinz Hilpert, damals Intendant des Stadttheaters, zum Anlass, aus den Feierlichkeiten zu Scholzens 75. Geburtstag auszusteigen. Die Ehrung musste in bescheidenerem Rahmen ohne Bühnenbe-

teilung stattfinden, was Scholz zu einer Beschwerde bei Oberbürgermeister Knapp und einem peinlichen Verharmlosungsversuch seiner Hitler-Panegyrik bewog, darüberhinaus aber auch noch seine Frau anstachelte, Hilpert gegenüber zu behaupten, der Dichter habe im Dritten Reich auf den Schwarzen Listen der NSDAP gestanden. Diese plumpe Verdrehung der Tatsachen nutzte Moser, um die Südkurierleser mit einigen markanten Details aus Scholzens Anbiederungs-Sündenregister bekannt zu machen, mit denen er sich beim Regime einzuschmeicheln versucht hatte.⁵² Spätestens die Lektüre dieses in mehrerlei Hinsicht entlarvenden Artikels machte es den Verteidigern des Wilhelm-von-Scholz-Preises schwer, für seine Beibehaltung zu werben.

Inzwischen mahlten die Mühlen der Verwaltung. Gemäß den Vorgaben von Bürgermeister Hansen bereitete das Kulturamt die Sitzung des Kulturausschusses vor, die nicht - wie von Hansen angekündigt - am 4., sondern erst am 6. April stattfinden sollte. Der dafür notwendige Beschlussantrag, seine Begründung wie zwei Anlagen waren am 2. März fertiggestellt. Am 7. März zeichnete Hansen, am 10. März OB Eickmeyer die Sitzungsvorlage ab. Schon am 24. Februar hatten Kulturamtschef Klein und seine Mitarbeiterin Waltraut Liebl für das Kulturamt unterschrieben. Die beigelegten Anlagen betrafen zwei Stellungnahmen zum Wilhelm-von-Scholz-Preis, die sich wie Gutachten und Gegengutachten lesen. Anlage 2 war das Scholz schönfärbende Plädoyer für die Erhaltung des Preises, das Klein nach seiner Rückkehr aus dem Literaturarchiv Marbach geschrieben hatte. Anlage 1 hingegen war das genaue Gegenteil: eine fünfseitige kritische Auseinandersetzung mit Person und Werk des Dichters, die seine Sympathiebekundungen für den Nationalsozialismus genauso wenig verschweigt wie seine antisemitischen Ausfälle, seine Durchhalteparole kurz vor Kriegsende und die Verweigerung jeglicher Selbstkritik nach dem Krieg. Fazit der Expertise: „Der Mangel an Zivilcourage, das nach Lage der Quellen offene Bekenntnis zum Unrechtsregime, die selbstgerechte Vergangenheitsbewältigung sollten Anlass genug sein, auf den ‚Wilhelm-von-Scholz-Preis‘ zu verzichten. Unabhängig davon sollte von der Stadt Konstanz an der Auszeichnung besonderer Abiturientenleistungen im Fach Deutsch festgehalten werden.“⁵³ Verfasserin dieses Zweitgutachtens war aparterweise Kleins Mitarbeiterin im Kulturamt, Waltraut Liebl, deren Position sich auch in dem Beschlussantrag findet, den die Kulturverwaltung dem Kulturausschuss am 6. April zur Debatte und Abstimmung vorlegte. Hier sein Wortlaut: „Der Name ‚Wilhelm von Scholz-Preis‘ wird mit

sofortiger Wirkung nicht mehr verwendet und die Ausgabe ausgewählter Werke des Autors wird eingestellt. Mit sofortiger Wirkung wird der Preis als ‚Literatur-Preis für Konstanzer Abiturienten‘ benannt. Er besteht aus zeitgenössischen Werken nach eigener Wahl der ausgezeichneten Schülerinnen und Schüler.“⁵⁴ Als Begründung für die Umbenennung wurde angegeben: „Mehrfache Äußerungen aus der Bürgerschaft in der Öffentlichkeit lassen es geraten erscheinen, den durch Gemeinderatsbeschluss vom 19. Mai 1959 geschaffenen ‚Wilhelm-von-Scholz-Preis‘ nicht mehr unter diesem Namen zu vergeben.“ Die diplomatisch nebulös gefasste Formulierung wurde präzisiert durch eine „Stellungnahme der gymnasialen Fachkonferenzen Deutsch und Geschichte“, die die Beibehaltung des Preises unter anderem Namen empfahl, da „in einem demokratischen Staat Wilhelm von Scholz als Vorbild für die Jugend ungeeignet ist“⁵⁵.

Ehe nun aber der Kulturausschuss am 6. April zusammentrat, bekamen seine Mitglieder wie die Öffentlichkeit die Möglichkeit, sich mit Ausschnitten aus dem Monumentalwerk des Dichters bekannt zu machen. Am Abend des 3. April lasen Schauspieler in der Theaterwerkstatt Scholz-Texte, die der Literaturwissenschaftler Klaus Oettinger zusammengestellt hatte. Mit den Einladungsschreiben zur Lesung verschickte Kulturbürgermeister Hansen an die Kulturausschuss-Mitglieder überdies jene Werkauswahl, die bis dahin die Preisträger des Wilhelm-von-Scholz-Preises von der Stadt erhalten hatten.⁵⁶ Die Lesung spiegelte laut Zeitungsbericht „die ganze Streubreite von Scholz‘ Produktion ... Naturlyrik, ... Dramen gnostischen Inhalts ... heiter-ironische Erzählungen, ... aber auch ... stilistisch missglückte Bekenntnisse zu Reich und Führer“, ohne nachhaltig zu beeindrucken. „Einig“ sei man sich vor allem in einem Punkt gewesen: „Ein Schulpreis der Stadt dieses Namens hat keine Berechtigung.“ Diesen Standpunkt vertrat mit Verve der Kulturbürgermeister.⁵⁷ Egal, ob man die Lesung als letzten Probelauf für die Abstimmung im Kulturausschuss nimmt, oder nicht, am 6. April votierte dieser mit den Stimmen von CDU, SPD und der Freien Grünen Liste für die Umbenennung des Preises. Am 28. April bestätigte der Gemeinderat den Beschluss des Kulturausschusses per Offenlage. Rechtskraft erlangte er am 10. Mai 1989. Am 26. Mai schließlich informierte Kulturamtsleiter Klein die Direktoren der Konstanzer Gymnasien von der neuen Beschlusslage: statt ‚Wilhelm-von-Scholz-Preis‘ jetzt also ‚Literatur-Preis für Konstanzer Abiturienten‘. So heißt er nun bis heute.

Notwendige Nachbemerkung

Die Geschichte des Wilhelm-von Scholz-Preises ist ein Lehrbeispiel dafür, wie man es nicht machen soll. Mehr noch als jede andere an einen Namen gebundene Auszeichnung verlangt ein Schulpreis zweierlei. Der Namensträger muss nicht nur bedeutend, er muss auch moralisch integer sein, weil sich mit seiner Person wie von selbst Vorbildeigenschaften verbinden. Bedeutung und Integrität sind aber wandelbare Kriterien, die vom Zeitgeist des literarischen Geschmacks wie der moralischen Einstellung mitbestimmt werden. Je nachdem in welche Richtung der sich bewegt, verändern sie sich. Wilhelm von Scholz war von dieser Veränderung gleich doppelt betroffen. In Unkenntnis des Ausmaßes seiner Verstrickung in das NS-Regime, in Überschätzung seiner literarischen Bedeutung, die Erfolg mit Größe verwechselte, und aus Verlegenheit machten ihn wohlmeinende Stadtväter zum Namensgeber einer Auszeichnung, deren Anspruch er nicht genügte. Er hätte von sich aus die Namensträgerschaft ablehnen können, aber das hätte eine öffentlich erkennbare selbstkritische Aufarbeitung seines Wirkens im Dritten Reich vorausgesetzt, zu der er nicht bereit war. Hinzu kam, dass sich mit wachsendem Abstand zur Hitler-Diktatur deren moralische Beurteilungskriterien in der Öffentlichkeit unter dem Eindruck immer neuentdeckter Untaten verschärften, was zwangsläufig zu schärferen Urteilen über Parteigänger und Sympathisanten führte. Dies zeigt sich auch an der moralischen Bewertung Wilhelms von Scholz, die sich in dem Augenblick radikalisiert, als einer breiteren Öffentlichkeit seine fast bis zum bitteren Ende anhaltenden Bekenntnisse zum nationalsozialistischen Unrechtsstaat bekannt werden.

Zu dieser Zeit - Ende der achtziger Jahre - ist er auch längst literarisch tot. In den Leserbrieffluten, die der Name Wilhelm von Scholz sowohl beim Disput um den Schulpreis 1988/89 als auch beim Streit um sein und seiner Familie Grab 2007/10 freisetzte, wurde deshalb auch immer wieder auf die Überlebtheit seines Werkes verwiesen. So stellt Waltraut Liebl in ihrem oben genannten Gutachten zum Wilhelm-von-Scholz-Preis durchaus zu Recht fest: „Für uns Heutige hat das Werk von Wilhelm von Scholz keine Bedeutung mehr.“⁵⁸

Diese Feststellung gilt freilich auch für einen anderen Schülerpreis-Paten, der bislang unangefochten Patronatsrechte für sich in Anspruch nehmen kann. Die Rede ist von Joseph Victor von Scheffel. Dessen Werk unterscheidet sich gegenüber dem von Scholz haupt-

sächlich dadurch, dass es cum grano salis auch noch heutigen Maßstäben politischer Korrektheit genügt. Tyrannenverherrlichung findet sich bei dem Karlsruher höheren Beamtensohn, der als Burschenschafter schon früh mit dem Liberalismus sympathisierte, nicht. Auch sein Antisemitismus hält sich, gemessen an dem des Konstanzer ‚Dichturfürsten‘, in Grenzen. Soweit ich sehe, blitzt er nur einmal im Versepos „Der Trompeter von Säckingen“ auf. Da trägt Scheffels Held, der Heidelberger Studiosus Werner Kirchhof, nachdem er das Jurastudium an den Nagel gehängt, sein „Corpus Juris, (,s war die schöne Elzevir’sche Rotterdamer Prachtausgabe) ... nach dem Pfandhaus“, wo es „Levi Ben Machol, der schnöde Jude mit den scheelen Augen“ für „zwei Dublonen“ in Zahlung nimmt.⁵⁹ Aber ansonsten ist Scheffels erster Bestseller wie sein noch erfolgreicherer zweiter, der historische Roman „Ekkehard“, frei von politischer Anstößigkeit. Mit dieser „Butzenscheibepoesie“ wie mit der Burschenherrlichkeits-Anakreontik, die er in seinem Liederbuch „Gaudemus“ („Lasst uns fröhlich sein“) unter die Leute brachte, wurde er zwar im wilhelminischen Kaiserreich zum Lieblingsdichter der Deutschen und erst recht ihrer zechfreudigen Studenten, aber was er zu bieten hatte, war doch nur die „leichte Ware“⁶⁰ geselliger Unterhaltung, zu der er sich von anderen inspirieren ließ. Heines „Atta Troll“ stand zum Beispiel für den „Trompeter von Säckingen“ Pate, und der darin monologisierende Kater Hiddigeigei ist ein Abklatsch von E.T.A. Hoffmanns Kater Murr. Scheffels epigonale Gemütlichkeitsdichtung nahmen schon Hans Mayer und Ernst Bloch Ende der fünfziger Jahre en passant aufs Korn.⁶¹ Der Scheffel-Preis behielt trotzdem seinen Namen. Aber ein halbes Jahrhundert nach dieser Kritik, nachdem sich nun eigentlich herumgesprochen haben müsste, dass mit Scheffel in keiner gymnasialen Oberstufe mehr ein Blumentopf zu gewinnen ist, mag Hiddigeigei noch so melodisch schnurrend über menschliches Küssen medieren, ist es an der Zeit, auch diesen Preis umzubenennen. Schließlich hat sich Scheffel genauso überlebt wie Scholz.

¹ BENDER, Ernst (Hg.): Deutsches Lesebuch, Bd. 7, Karlsruhe o. J.

- ² GEREKE, Paul u. a. (Hgg.): Deutsches Erbe, 9. Tl., Bielefeld u. Leipzig 1926, S. 259-261.
- ³ SCHOLZ, Wilhelm von: Das Inwendige. Auswahl meiner Erzählungen. Stuttgart 1958, S. 5-13.
- ⁴ FEHSE, Willi (Hg.): Deutsche Lyrik der Gegenwart. Eine Anthologie. 2. erw. Aufl., Stuttgart 1957, S. 205 f.
- ⁵ PINTHUS, Kurt (Hg.): Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus (Rowohlts Klassiker 55/56). Hamburg 1959.
- ⁶ WEYRAUCH, Wolfgang (Hg.): Expeditionen. Deutsche Lyrik seit 1945 (List Taschenbuch 140). München 1959.
- ⁷ Wilhelm-von-Scholz-Preis, Stiftungsurkunde, 19. 07.1959, Stadtarchiv Konstanz.
- ⁸ Wilhelm-von-Scholz-Preis für vier Abiturienten, in: Südkurier, 13.09.1961.
- ⁹ GÄNG, Richard: Wilhelm von Scholz, der Dichter am Bodensee, in: Badische Heimat, Heft 9 (1961), S. 111-117.
- ¹⁰ Wilhelm-von-Scholz-Preis (wie Anm. 7).
- ¹¹ SCHOLZ, Wilhelm von: Berlin und Bodensee. Erinnerungen einer Jugend. Leipzig 1934, S. 205 ff.
- ¹² SCHOLZ, Wilhelm von: Der Jude von Konstanz. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Bühnenausgabe. München und Leipzig 1913.
- ¹³ MOSER, Arnulf: Dokumentation ‚Wilhelm von Scholz und der Nationalsozialismus‘. 1989, Stadtarchiv Konstanz.
- ¹⁴ Niederschrift der nichtöffentlichen Gemeinderatssitzung vom 21.05.1959, Stadtarchiv Konstanz, S. 1.
- ¹⁵ BURCHARDT, Lothar: Konstanz zwischen Kriegsende und Universitätsgründung (Geschichte der Stadt Konstanz 6) Konstanz 1996, S. 261 ff. u. S. 371 ff.
- ¹⁶ BURCHARDT (wie Anm. 15), S. 373.
- ¹⁷ Niederschrift (wie Anm. 14), S. 2.
- ¹⁸ Niederschrift (wie Anm. 14), S. 2.
- ¹⁹ SCHOLZ (wie Anm. 11), S. 233, ferner u. a. die Gedichtbände „Frühlingsfahrt“, München 1896, „Hohenklingen“, München 1898, „Gedichte“, Stuttgart 1924.
- ²⁰ U. a. „Der Bodensee. Wanderungen“, Stuttgart 1907, „Sommertage. Skizzen, Bilder, Schilderungen vom Bodensee“, Konstanz (1914), „Städte und Schlösser“, Gotha 1918, „Der Bodensee“, München 1921, „Bodensee - Dreiländersee. Landschaften und Wanderungen“, Konstanz (1963).
- ²¹ Der See. Ein Jahrtausend deutscher Dichtung vom Bodensee. Ausgewählt von Wilhelm von SCHOLZ, Konstanz (1915).
- ²² U. a. Meersburg - Friedrichshafen. Eingeleitet von Wilhelm von SCHOLZ, mit 40 Bildern von Lotte ECKENER, Meersburg (1937); Schwarzwald und Bodensee. Eingeleitet von Wilhelm von SCHOLZ, zusammengestellt u. erläutert von Harald BUSCH, Frankfurt (1952); Flüsse und Seen. Ein Bildwerk. Eingeleitet von Wilhelm von SCHOLZ (Deutsche Heimat 3), Bonn (1956); BRANTL, Klaus u. Wilhelm von SCHOLZ: Bodensee, München u. Wien (1959).
- ²³ U. a. SCHOLZ, Wilhelm von u. Hermann GRADL: Deutsche Landschaft, Stuttgart 1943; Der Bodensee in 47 Bildern. Text Wilhelm von Scholz. Königstein (1951).
- ²⁴ U. a. Das Bodenseebuch, Konstanz 1914 ff. Für den 11. u. 12. Jg. (1924 u. 1925) zeichnet er als
- ²⁵ SCHOLZ (wie Anm. 11), S. 232.
- ²⁶ SCHOLZ (wie Anm. 11), S. 268 f..
- ²⁷ SCHOLZ (wie Anm. 11).
- ²⁸ SCHOLZ (wie Anm. 11), S. 69 f., wo er erneut betont, dass sein 1924 verstorbener Vater „heute“ Nationalsozialist wäre.
- ²⁹ Diskussion über Ehrenbürgerrecht, in: Südkurier (hl-*Eigenbericht*), 03.06.1964.
- ³⁰ Der Jahrtausendwerker, in: Stuttgarter Zeitung, 03.06.1964.
- ³¹ Wilhelm v. Scholz lehnte ab, in: Südkurier, 05.06.1964.
- ³² Von Scholz sollte Ehrenbürger werden, in: Südkurier, 19.01.1989.
- ³³ Niederschrift der Gemeinderatssitzung vom 10.05.1974, Stadtarchiv Konstanz.
- ³⁴ RIEMER; Hendrik: Konstanz' größter Dichter?, in: Nebelhorn 9 (1986), S. 22-24, hier S. 24.
- ³⁵ MOSER (wie Anm. 13).
- ³⁶ KLEIN bei MOSER (wie Anm. 13).
- ³⁷ SCHOLZ, Wilhelm von: An Ilm und Isar. Lebenserinnerungen, Leipzig (1939), S. 67 f. u. S. 181.
- ³⁸ KLEIN bei MOSER (wie Anm. 13).
- ³⁹ MOSER (wie Anm. 13).
- ⁴⁰ KLEIN brieflich an OB Dr. Eickmeyer 21.12.1988, Stadtarchiv Konstanz.
- ⁴¹ MOSER (wie Anm. 13).
- ⁴² KLEIN bei MOSER (wie Anm. 39), Anhang S. 3.

-
- ⁴³ KLEIN bei MOSER (wie Anm. 39), Anhang S. 7.
- ⁴⁴ SCHOLZ (wie Anm. 36), S. 67 f.
- ⁴⁵ KLEIN bei MOSER (wie Anm. 39), Anhang S. 13.
- ⁴⁶ MOSER mündlich an den Verfasser.
- ⁴⁷ SCHWARZWÄLDER, Werner: Konstanzer Schriftsteller-Denkmal gerät ins Wanken, in: Südkurier, 05.01.1989.
- ⁴⁸ SCHWARZWÄLDER, Werner: Streit um Wilhelm von Scholz geht weiter, in: Südkurier, 09.12.1988 u. ders.: Noch eine Rückgabe, in: Südkurier, 12.12.1988.
- ⁴⁹ SCHWARZWÄLDER (wie Anm. 48).
- ⁵⁰ OETTINGER, Klaus: „Kein Heiliger und kein Teufel“, in: Südkurier, 23.12.1988.
- ⁵¹ SCHWARZWÄLDER, Werner: Von-Scholz-Preis wird Thema im Rat, in: Südkurier, 13.01.1989.
- ⁵² MOSER; Arnulf: Es gab schon einmal einen Fall Scholz, in: Südkurier, 10.01.1989.
- ⁵³ LIEBL, Waltraut: „Wilhelm-von-Scholz“-Preis. Anlage 1, S. 5 zur Sitzungsvorlage für den Kulturausschuss am 06.04.1989, Stadtarchiv Konstanz.
- ⁵⁴ Sitzungsvorlage für den Kulturausschuss am 06.04.1989, Stadtarchiv Konstanz.
- ⁵⁵ Sitzungsvorlage (wie Anm. 54).
- ⁵⁶ Hansens Brief vom 21.03.1989 an die Mitglieder des Klturausschusses, Stadtarchiv Konstanz.
- ⁵⁷ Für eine schmerzliche Auseinandersetzung, in: Südkurier, 05.04.1889.
- ⁵⁸ LIEBL (wie Anm. 53), S. 5.
- ⁵⁹ SCHEFFEL, Joseph Viktor von: Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein. 8. Aufl., Bad Säckingen 1990, S. 48 f.
- ⁶⁰ HÜGEL, Hans-Otto: Joseph Victor von Scheffel, Geselliger Unterhalter - gefeierter Künstler, in: Zeller, Bernhard/Scheffler, Walter (Hgg.): Literatur im deutschen Südwesten, Stuttgart 1987, S. 231-241, hier S. 234.
- ⁶¹ MAYER; Hans: Deutsche Literatur und Weltliteratur, Reden und Aufsätze, Berlin 1957, S. 204 und BLOCH, Ernst: Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt am Main 1959, Bd. 1, S. 439 f.